

Eine Schatztruhe voller Erfahrungen  
Auf der Suche nach der Kraft der Auferstehung  
in den Lebenserinnerungen von Marga Bührig,  
Elisabeth Moltmann-Wendel und  
Dorothee Sölle

»Auferstehung« ist kein Wort, das zu unserer Alltagssprache gehört. Normalerweise verorten wir dieses Wort im Bereich der Religion, es betrifft, wenn überhaupt, dann zuerst einmal Jesus Christus, der »von den Toten auferstanden« ist, wie es das christliche Glaubensbekenntnis formuliert. Wenn Auferstehung uns selbst betrifft, dann, vielleicht, irgendwann einmal nach unserem Tod.

Nun machen aber, wie *Ulrike Metternich* und *Luzia Sutter Rehmann* in diesem Band zeigen, sowohl die biblischen Geschichten vom leeren Grab als auch die Heilungserzählungen deutlich, dass Auferstehung sehr viel mit Erfahrungen mitten im Leben zu tun haben kann. Denn die Geschichten vom leeren Grab (Mk 16,1-8 parr) erzählen über Erfahrungen von Frauen am Grab ihres ermordeten Freundes, Erfahrungen, die ihr Leben von Grund auf veränderten, Erfahrungen einer verwandelnden Kraft, die sie »außer sich« und ins Stammeln brachten und die sie kaum beschreiben konnten, aber eine Kraft, die sie erfasste und ins Leben zurückkehren ließ. Das griechische Verb *egeirein*, das in den Grabesgeschichten für das Auferwecktwerden Jesu verwendet wird, bedeutet eigentlich »aufrichten« oder »aufstehen« und begegnet auch in biblischen Wundergeschichten (z. B. Mk 1,31), um das zu beschreiben, was mit Menschen in der heilenden Begegnung mit Jesus geschieht.

Die Bibel scheut sich also nicht, für diese verschiedenen verwandelnden Erfahrungen dasselbe Wort zu verwenden und sie damit auch in einen Zusammenhang zu bringen. Das Aufstehen und Aufgerichtetwerden von Menschen, die von einer Krankheit, einer Depression, von erdrückender

Überschuldung oder lähmender Resignation befreit werden, hat etwas zu tun mit dem Auferwecktwerden des ermordeten Jesus, und die göttliche Kraft, die *dynamis*, die darin zu spüren ist, ist dieselbe Kraft, die das Leben der trauernden Frauen am Grab von Grund auf verwandelt.

## Erfahrungen von verwandelnder Kraft im Alltag

Die verwandelnde Kraft der Auferstehung ist also etwas, das im Leben, im Alltag erfahren werden kann. Wahrscheinlich würden viele von uns das nicht als »Auferstehung« benennen. Aber wahrscheinlich haben wir alle schon einmal, und wenn nur bruchstückhaft, solche Erfahrungen gemacht: Erfahrungen von einer neuen Kraft, wo wir uns völlig erschöpft und am Ende gefühlt haben, von Licht, wo alles dunkel aussah, von einer Verwandlung des Lebens, die wir uns nicht erklären und erst recht nicht beschreiben konnten.

Feministische Theologie hat immer etwas mit Erfahrungen von Frauen zu tun. Sie geht von diesen Erfahrungen aus und führt auch wieder ins Leben von Frauen zurück. Deshalb dürfen die eben beschriebenen Erfahrungen nicht getrennt von dem betrachtet werden, was wir uns »in Ewigkeit« erhoffen und unter Auferstehung vorstellen. Elisabeth Moltmann-Wendel hat diesen Zusammenhang in einem Interview ins Wort gebracht hat: »Wir müssen [...] die Verwandlungskräfte, die wir auch hier in unserem persönlichen, spirituellen Leben erfahren, mit hinüberdenken in eine neue Welt. Das ist ja das, was ein Mensch erlebt, wenn er irgendwo von der Transzendenz berührt wird, dass er sich verwandelt, dass irgendwo neue Kräfte kommen, dass das, was vorher grau war, plötzlich heller aussieht, dass sich Frauen, die sich früher schwach gefühlt haben, nun stark fühlen. Aber wir würden Gott zu wenig zutrauen, wenn wir dies beschränken würden auf unser biologisches Leben. Diese Wandlungskräfte, die mir so ungeheuer wichtig sind, gehen weiter, über unseren Tod hinaus. Auf Grund der Wandlung, die wir bereits in diesem Leben erfahren, können wir die Hoffnung haben, dass wir auch nach dem Tode aufstehen und auferstehen« (Elisabeth Moltmann-Wendel in: Jäger-Sommer 2001, 25). Solche Aussagen ermutigen mich für ein wahrscheinlich nicht ganz selbstverständliches Unterfangen: im Leben von Frauen nach solchen Erfahrungen von Verwandlung und neuer Kraft zu suchen. Woraus haben diese Frauen ihre Kraft geschöpft? Was gab und gibt ihnen Mut für ihre oft

ungewöhnlichen und steinigen Wege? Woraufhin leben sie? Worauf hoffen sie? Ich möchte also nach Auferstehungserfahrungen suchen, und ich meine damit einerseits jene Erfahrungen von Verwandlung und neuer Kraft, die sich mitten im Leben ereignen, andererseits meine ich aber auch die Hoffnung, die das Sterben zu umfassen vermag und über den Tod hinausreicht.

Für meine Untersuchung habe ich die Autobiographien von drei Theologinnen gewählt, die feministisch-theologisches Denken von den Anfängen an entscheidend mitgeprägt haben: Marga Bührig (\* 1915), Elisabeth Moltmann-Wendel (\* 1926) und Dorothee Sölle (\* 1929). Dabei habe ich die Erinnerungen der drei Frauen nach drei Gesichtspunkten durchforstet: Erstens habe ich nach dem gesucht, was sie selbst im Rückblick auf ihr Leben als »Auferstehung« bezeichnet haben. Manche ihrer Erfahrungen, die in meiner Sicht viel mit »Auferstehung« zu tun haben, haben sie selbst jedoch nicht so genannt, sondern haben andere Worte und Bilder gefunden, um diese verwandelnden Erfahrungen zu beschreiben. Dem möchte ich in einem zweiten Schritt nachgehen. In einem dritten Schritt schließlich lenke ich den Blick auf das, was die Autorinnen an andere weitergeben möchten.

Ich habe mich bei dieser Suche bewusst auf die autobiographischen Aufzeichnungen dieser Frauen konzentriert und nicht ihre theologischen Schriften auf das Thema Auferstehung hin untersucht. Damit nehme ich das Postulat feministischer Theologie ernst, die Erfahrungen von Frauen, wie sie sie selbst erinnernd erzählen, als Ausgangspunkt für die Theologie zu nutzen. Vielleicht gelingt ein Stück weit die Umgehung von traditionsgebundenem Denken und akademischer Bildung, wenn wir zuhören, was die Frauen uns erzählen, was sie benennen (z. B. mit Auferstehung) und was sie zwar wichtig finden, es aber nicht in theologischen Kategorien erzählen. Denn wie jede autobiographische Erzählung strukturieren auch unsere Autorinnen im Rückblick das, was sie erlebt haben. Autobiographien sind niemals nur ein reines Nacherzählen dessen, »was geschehen ist«, sondern es geht immer um ein Auffinden von Sinn und Bedeutung in oft disparaten Erlebnissen. Im Rückblick können diese verschiedenartigen Erfahrungen zu einem sinnvollen Ganzen zusammengesetzt und mit neuer Bedeutung versehen werden, so dass sowohl für die LeserInnen als auch für die Autorinnen selbst ein stimmiges Selbstbild entsteht. In Autobiographien geht es damit immer auch um die Konstruktion von Identität und Sinn (vgl. die Beiträge in Straub 1998).

Wenn die Theologinnen auf diese Weise über ihr Leben erzählen, dann

nehmen sie es damit selbst in die Hand, auf welche Weise sie erinnert werden wollen. Sie selbst bestimmen die Bilder und Geschichten, die weiterhin über sie erzählt werden. Durch ihr Erzählen vermitteln sie den LeserInnen aber auch einen Einblick in das, was sie im Rückblick für bedeutungsvoll und erzählenswert halten, sei es, dass es sich um besonders schwierige, sei es, dass es sich um besonders stärkende und wegweisende Erfahrungen handelt. Im Dialog mit den Erinnerungen der Autorinnen können sich LeserInnen inspirieren lassen, ihr eigenes Leben nochmals unter verändertem Blickwinkel zu betrachten und sensibel zu werden für ähnliche Erfahrungen von Stärkung und Verwandlung.

**Aufstand für das Leben, Herauswachsen aus einer  
zu engen Welt, das Leben lernen mit den Toten  
Das Wort »Auferstehung« in den Lebenserinnerungen  
der drei Theologinnen**

Alle drei Frauen erzählen sehr viel Lebens-Volles. Es ist bewegend und zugleich ermutigend, die ungewöhnlichen, oft genug einsamen und schwierigen Wege dieser Theologinnen mitzuverfolgen, in den Höhen und Tiefen dieser Wege mitzufiebern, durch ihre Überlegungen neue Einsichten zu gewinnen und in manchem Erzählten auch Bekanntes aus dem eigenen theologischen Weg wiederzuentdecken. Alle drei Frauen haben auf ihre je eigene und untereinander sehr unterschiedliche Art fast Unglaubliches geleistet und viel in Bewegung gebracht. Heutige feministisch-befreiungstheologische Arbeit im deutschsprachigen Raum wäre ohne die Arbeit dieser Frauen nicht das, was sie ist.

Die große Kraft dieser Frauen ist allenthalben zu spüren, ebenso ihre Ausstrahlungskraft, ihre Inspiration. Doch als Auferstehungserfahrung bezeichnen die drei Frauen *keine* ihrer eigenen Erfahrungen direkt. Dennoch gibt es, wenn auch selten, im Leben aller drei Frauen wunderschöne Bilder und Gedanken, die unmittelbar mit Auferstehung zu tun haben und mit deren Hilfe sie Situationen in ihrem Leben oder im Leben anderer Menschen oder auch politische und historische Ereignisse deuten:

*Marga Bührig: Auferstehung aus dem Leiden und  
Aufstand für das Leben*

In den Lebenserinnerungen Marga Bührigs tauchen Reflexionen über Auferstehung erst und vor allem gegen Ende ihrer Betrachtungen auf. Bezeichnenderweise begegnet das Wort im Zusammenhang ihrer Friedensarbeit, der Arbeit für die Ökumene und mit dem Thema Freundschaft unter Frauen. All dies sind Betätigungsfelder und Themen, die ihr im Laufe ihres Lebens immer wichtiger geworden waren. Marga Bührigs friedensbewegtes Engagement, aber auch ihre Heimat in der Frauenkirche waren 1983 für die damals 68-Jährige der Grund, warum sie sich nach ihrer Pensionierung noch einmal auf eine Tätigkeit innerhalb der – oft genug als schmerzhaft erfahrenen – Kirchenstrukturen einließ und sich ins Präsidium des Ökumenischen Rates der Kirchen wählen ließ.

Wie vieles in ihrem Leben war auch dies eine wechselvolle Arbeit, in der sie mit manch Schwierigem zu kämpfen hatte, zum Beispiel mit dem von ihr als äußerst schmerzhaft erlebten Scheitern der Weltkonferenz »Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung« in Seoul 1990 (Bührig 1999, VI-X. Die folgenden Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf dieses Werk). Daneben berichtet sie aber auch von Ermutigendem und Stärkendem. Bewegend sind ihre Eindrücke von einer Reise durch Zentralamerika im Jahr 1985, auf der sie ihre Arbeit im ÖRK als sinnvoll bejahen lernt. Grund war zum einen die Erfahrung, dass sie als ältere Frau für jüngere Frauen und Männer, die mit ihr in dieser Arbeit engagiert waren, eine Stütze und Ermutigung auf dem Weg sein konnte. Der zweite und tiefere Grund war die Begegnung mit Frauen, Männern und Kindern in Zentralamerika selbst: »Die wichtigste Erfahrung bleibt ..., daß ich mit eigenen Augen gesehen habe, wie Glaube und Handeln eins werden können und wie aus dem Kreuzweg des Leidens Auferstehung, oder anders gesagt: Widerstand und nicht Kult oder Verherrlichung des Leidens wächst« (213 f.). An diese lebensvolle Widerstandskraft erinnert sie fortan ein kleines blaues Kreuz aus El Salvador, das zwar ein Kreuz ist und damit die lebensbedrohliche Wirklichkeit zum Ausdruck bringt, das aber Symbole des Lebens trägt: einen grünen Baum, ein Kaninchen mit langen Ohren, einen Schmetterling als Symbol der Auferstehung, Häuser, in denen man wohnen kann.

Marga Bührig ließ sich von der Situation und den Erfahrungen von Menschen in Zentralamerika in ihrem Innersten betreffen. Diese Erfahrungen, die sie als »Auferstehung« deutet, bringen aber auch in ihr selbst einiges in

Bewegung. Sie erfährt eine Stärkung, durch die sie ihr eigenes Engagement zu bejahen lernt, so dass das Ernstnehmen der zentralamerikanischen Erfahrungen für sie selbst zu einer Quelle von Inspiration und verwandelnder Kraft wird.

Das Thema »Auferstehung« oder »Aufstand für das Leben«, wie sie es nennen wird, scheint für sie unlösbar mit Beziehungen verbunden zu sein. In ihrem Engagement werden ihr Frauenfreundschaften immer wichtiger, die ein Netz bilden, an dem sie selbst mitweben, von dem sie sich aber auch tragen lassen kann. Mit Mary E. Hunt entdeckt sie die politische Kraft solcher Freundschaften und Netzwerke im Patriarchat: »Frauenfreundschaften sind das beste Gegenmittel gegen das Patriarchat. Die Art und Weise, wie wir füreinander sorgen, in unserem Leben Raum schaffen, um andere hineinzunehmen, und in unwahrscheinlichen Zusammenschlüssen mit Gerechtigkeit suchenden Freundinnen leben, gibt mir Hoffnung und Energie für die Aufgabe eines gesellschaftlichen Wandels« (216). Solche Frauenfreundschaften sind eine Quelle der Kraft, sich für Gerechtigkeit – für Frauen und andere Benachteiligte – einzusetzen und den »Aufstand für das Leben« (217) zu wagen.

Von solchen fein gesponnenen und vielfach verzweigten Netzen der Schwesternschaft, »die uns stark macht und die Gerechtigkeit, Frieden und Leben wachsen läßt« (221), träumt Marga Bührig am Schluss ihrer Lebenserinnerungen. Entsprechend ist der Beginn der Frauendekade für sie ein Zeichen der Hoffnung, das ebenfalls mit Auferstehung zu tun hat: »Ich finde es schön, daß die Frauendekade zu Ostern 1988 beginnen soll ... Es war an Ostern, daß Frauen von Jesus den Auftrag erhielten, die frohe Botschaft von seiner Auferstehung weiterzusagen« (222).

Das Bild des Ostermorgens und das Bild des Regenbogens, ebenfalls ein Symbol eines Neuanfangs, stehen am Schluss des Buches. Mit dem Bild des Regenbogens hatte Marga Bührig schon einmal versucht, ihr Leben zu betrachten. Nun, aus dem Rückblick der alten Frau, hat es sich verwandelt: »Der Regenbogen ist immer noch da. Seine Farben sind intensiver geworden, sie leuchten von innen heraus, und ich spüre ihr Leuchten auch in mir. Ich weiß besser als damals, daß die göttlichen Verheißungen nicht nur Zukunft, sondern schon Gegenwart sind, daß sie nicht nur über uns, sondern auch in uns sind, daß sie in uns wachsen können und daß sie sich in vielfältiger Brechung des Lichts überall dort verwirklichen, wo ein wenig mehr Liebe, mehr Gerechtigkeit, mehr Offenheit gelebt und Widerstand erprobt werden« (223).

Dabei schaut sie keineswegs naiv-optimistisch in die Zukunft. Dünnhäu-

tig geworden, nimmt sie die Bedrohung der Welt und des Lebens und den dunkler gewordenen Himmel intensiv wahr. Aber: »Da brauche ich eine Begründung zum ›Trotzdem‹, die Gewißheit göttlicher Liebe und Bewahrung, wie sie der Regenbogen, der in der biblischen Erzählung erst nach der Sintflut in den Wolken aufleuchtete, symbolisiert. Es ist mir immer noch – oder vielleicht wieder neu – wichtig, daß die Bibel uns Verheißungen vom Sieg des Lebens über den Tod vermittelt, auch wenn es mir immer noch große Mühe macht, sie aus ihrem patriarchalen Kontext zu befreien« (224). Auf diesem Grund stehend kann Marga Bührig am Schluss ihres Buches einen erwartungsvollen Blick in die Zukunft richten.

*Elisabeth Moltmann-Wendel: Ringen um die Kreuzestheologie*

In den Lebenserinnerungen Elisabeth Moltmann-Wendels begegnet das Thema Auferstehung in verschiedenen Kontexten: Zuerst verwendet sie das Wort in ihren Überlegungen zu Bettina von Arnim, jener Frau, die ihr wegen ihrer ähnlichen Situation als gebildete und durch die Lebenssituation in die Einsamkeit gedrängte Frau wie eine Verwandte erschien. In deren Briefen findet Elisabeth Moltmann-Wendel, die sich im schwäbisch-pietistischen Tübingen der späten 60er-Jahre äußerst fremd fühlt, eine »leidenschaftliche Vision von der Umkehrung der Verhältnisse ..., und das aus einem ganz eigenwilligen *Christentum der Auferstehung!*« (Moltmann-Wendel 1997, 79). Das Studium dieser Briefe, verbunden mit ihrer persönlichen Anteilnahme an den politischen Ereignissen in der CSSR, der beginnenden StudentInnenbewegung, einer gleichgesinnten, wenn auch distanzierten Freundschaft mit den Blochs, Begegnungen mit einer anderen, »schwarzen« Theologie in den USA, machten diese Jahre dennoch zu einer Zeit, die sie im Nachhinein als anregend und aufregend, als »köstlich« beschreibt. Es war wie ein Vorspiel zu ihrer Wende zum Feminismus, durch den sich für die 45-Jährige etwas ganz Neues auftat.

Diese Wende zum Feminismus beschreibt sie auch als eine tiefgreifende Lebenswende (s. u.), aus der ihr ein ganz neues Selbstbewusstsein erwächst. In den 70er-Jahren wurde sie, die jahrelang im Schatten ihres berühmten Mannes gestanden hatte, selbst eine bekannte und gefragte Referentin und Autorin. Die Sexismuskonsultation in Berlin (1974), die erste deutsche Frauenkonferenz in Loccum (1974), Tagungen in Bad Herrenalb und Düsseldorf, Vorstandsarbeit in der Württembergischen Frauenarbeit

(seit 1975), die erste europäische Frauenkonsultation in Brüssel (1977) sind nur einige Stationen eines Weges bis zur Ersten Werkstatt Feministische Theologie in Wiesensteig (1979). Selbstbehauptung, Mündigkeit und Schwesterlichkeit sind Begriffe, die in ihren Texten und Tagungsthemen wichtig werden und das neu entstehende Selbstbewusstsein der feministisch engagierten Frauen zeigt. Ein Netz von gleichgesinnten Frauen, ökumenisch und weltweit, beginnt zu wachsen. »Sisterhood is powerful« ist ein Schlagwort aus jener Zeit: »Die Gemeinschaftserfahrung war die tragende Säule einer tätigen Feministischen Theologie« (122).

Die gegenseitige Unterstützung mit dem Ziel der Veränderung wurde auf der ersten europäischen Frauenkonsultation in Brüssel programmatisch formuliert: »Unser gemeinsames Anliegen ist es, dass wir uns gegenseitig Mut machen, uns selbst, unsere Gedanken, unsere Pläne, unsere Wünsche, ja auch unsere Emotionen in unseren Kirchen, unseren Gesellschaften zu zeigen und zu artikulieren mit dem Ziel der Veränderung, das sich so umschreiben läßt: Kirche und Theologie sollen ganzheitlicher werden, in die Lage versetzt werden, alle Menschen, insbesondere auch die Unterdrückten, in den Blick zu bekommen. Das hat Konsequenzen für ihre Strukturen, ihr Handeln, ihre Lehre« (123).

Am stärksten setzt sich Elisabeth Moltmann-Wendel mit dem Thema Auferstehung jedoch im Zusammenhang ihrer Kreuzestheologie auseinander. Sie war ja im Laufe ihrer theologischen Entwicklung zu einer sehr lebens-zugewandten Theologie gekommen. Ihre feministische Umformulierung der Rechtfertigungslehre »Ich bin gut – ich bin ganz – ich bin schön« und die daraus erwachsenden Kräfte sind nur ein Beispiel dafür. Dies bedeutet aber nicht, dass Moltmann-Wendel die dunklen Seiten des Lebens oder den Tod verdrängt hätte. Im Gegenteil: Sie kritisiert an anderen feministisch-theologischen Entwürfen, »dass es zum Beispiel Gottverlassenheit ... gar nicht geben durfte. Die Gemeinschaft der Frauen fing alles auf« (205). Über der Frage der Kreuzestheologie zerbrach sogar – für sie ein äußerst schmerzhafter Prozess – die Arbeitsgruppe, die aus der zweiten Werkstatt Feministische Theologie in Bad Boll entstanden war. Für manche feministische Theologin war es unverständlich, dass Moltmann-Wendel an der Bedeutung des Kreuzes festhielt, die es für sie persönlich hatte: als »Symbol, das unsere Verlassenheit, unsere Wirklichkeit, unsere Schmerzen ausdrückt« (205).

Zwar hatte sich auch Moltmann-Wendel längst von den Opfer- und Sühnevorstellungen traditioneller Kreuzestheologien verabschiedet. Das Kreuz wollte sie dennoch nicht aufgeben. 1986 entdeckte sie in Berkeley



das Bild »die gekreuzigte Frau« von Edvina Sandys und versteht es als Symbol unser aller Ohnmacht, Verwundbarkeit, Rechtlosigkeit und Todesverfallenheit (206). Im Blick auf das Sterben und die Auferstehung Jesu ging sie dann einen Schritt weiter: »Ich setzte neu an bei den Frauen, die am Kreuz blieben, am Ostermorgen die Auferstehungsbotschaft hörten und bei Markus vor Schrecken flohen. [...] An der Auferstehung können Frauen scheitern, wie die Jünger am Kreuz scheitern. Aber sie können auch *Auferstehung erleben*: Im Herauswachsen aus ihrer engen, faßbaren, eingeschränkten Welt, im Loslassen traditioneller, weiblicher Lebensmuster, im Herausgehen aus sich selbst und in ihrer Transzendenzerfahrung, die zugleich immanent ist, die sich aus dem engen weiblichen Lebensraum zu einem kosmischen und gesellschaftlichen Lebensraum ausweitet« (205 f., Hervorhebung S. B.).

Was sie damals noch sehr diesseitig formulierte – vom politischen Anspruch von Frauen auf ein gerechtes, volles, ganzes Leben ausgehend –, entwickelte sie in den folgenden Jahren weiter. Jede Vorstellung von Auferstehung muss – so ihre Gedanken im bereits erwähnten Interview im April 2001 – zwar ansetzen bei den Verwandlungskräften, die Frauen bereits in ihrem Leben erfahren, doch sie muss den Tod umfassen und über den Tod hinausreichen. Auf diese Weise neu und wahrhaftig, ausgehend von Frauenerfahrungen, über Auferstehung nachzudenken, ist aber ihrer Ansicht nach nur möglich, wenn wir neu über Gott nachdenken und sprechen lernen und unsere enge Gottesvorstellung aufgeben: »Dieser feministisch-theologisch korrekte Gott, der ent-patriarchalisiert ist, aber sonst wenig Lebensfülle hat, gibt uns auch keine Möglichkeiten, neu von Auferstehung zu sprechen. ... Und nur, wenn wir wirklich zu neuen Gottesbildern und -vorstellungen vorstoßen, die nicht patriarchal verkürzt oder verkümmert sind, dann können wir, glaube ich, auch Hoffnung haben auf neue Rhythmen, auf neue Energien, auf die Verwandlung des Lebens jenseits von unserem biologischen physischen Leben« (Moltmann-Wendel in: Jäger-Sommer 2001, 25 f.).

Auch am Ende ihrer Lebenserinnerungen, wenn sie über die Situation Feministischer Theologie nachdenkt, fordert Moltmann-Wendel genau diese Auseinandersetzung mit den Fragen nach Sterben und Tod, »die in der von sozialen Erfahrungen ausgehenden Feministischen Theologie wenig Beachtung fanden. ›Was nützt mir jetzt die Feministische Theologie?‹ fragte kürzlich eine todkranke Frau. ›Einen Dreck!‹« (Moltmann-Wendel 1997, 263).

Gewiss war nicht nur die Frage der von ihr sehr geschätzten und viel zu

früh verstorbenen Theologin und Weggefährtin Herlinde Pissarek-Hudelist Ausgangspunkt für diese neue Dimension ihres Theologietreibens, die dann auch im Titel der Festschrift zu ihrem 65. Geburtstag zum Ausdruck kommen wird, die von Herlinde Pissarek-Hudelist und Luise Schottroff herausgegeben wurde: »Mit allen Sinnen glauben«. Ausgangspunkt für den theologischen Weg, den sie seit Beginn der 90er-Jahre gegangen war, war ihre Frage nach ihrem eigenen Ort in den Turbulenzen und schmerzhaften Auseinandersetzungen, die sie mit Kirchenbehörden, aber auch mit feministischen Kolleginnen auszufechten hatte. Und ihre Antwort: »Mein Ort mußte in mir selbst sein« (252). Sie entdeckte Unaufgebbares auch außerhalb ihrer selbst, wie etwa die Jesusgestalt (253). Doch mit dem eigenen Ort meinte sie etwas anderes: »Frauen brauchten einen Ort, wo sie stehen und von wo aus sie sich auch bewegen konnten, der persönlich und politisch war und unbelastet von männlich-theologischem Zugriff ... Ein Ort, der uns nicht abheben läßt von unserer Wirklichkeit, sondern darin Heil und Heilung sucht. Während andere sich in dieser Zeit der Heimatsuche dem Gedanken und der Gemeinschaft der Frauenkirche zuwandten, wurde für mich der Körper des Menschen und speziell der der Frau der Erfahrungs- und Erkennungsort für ein neues theologisches Denken, Leben und Überleben. Er war der Inbegriff negativer Frauenerfahrungen und zugleich Ausgangsort befreiender Erfahrung in Tanz, Bewegung, Berührung, für Prozesse des Wachsens und Reifens« (254). »Heil« verstand sie dabei nicht als Seelenheil, sondern ganzheitlich: den ganzen Menschen mit seinem Körper umfassend. Auch die Ökumenische Frauenkonferenz von Costa Rica formulierte 1993 ähnlich: »Der Dualismus von Geist und Körper muß überwunden werden, und wir müssen die ganzheitliche Lebensenergie von Widerstand, Erneuerung, Unterstützung und Erhaltung, Heilen und Wachsen neu begreifen« (257). Die *Auferstehung des Leibes* sei eine Realität im gegenwärtigen Leben, und diese Realität versuchte Elisabeth Moltmann-Wendel sowohl politisch als auch theologisch mit einer ganzheitlichen Theologie, einzuholen.

### *Dorothee Sölle: Mensch werden mit den Toten*

Beim Nachdenken über das eigene Älterwerden schreibt Dorothee Sölle in ihren Lebenserinnerungen über den Tod: »Ich glaube an das Leben nach dem Tod, das Leben, das weitergeht nach meinem individuellen Tod, an den Frieden, der vielleicht irgendwann einmal sein wird, wenn ich schon

lange tot bin, an die Gerechtigkeit und die Freude. Ich glaube nicht an eine individuelle Fortexistenz und möchte auch nicht in die Lage kommen, daran glauben zu müssen. Ich empfinde das wie eine Krücke des Glaubens, aber eigentlich sollten wir ja gehen lernen, und ich möchte gehen lernen, ohne mich dieser bürgerlichen Krücke bedienen zu müssen« (Sölle 1995, 302).

Dorothee Sölle begreift sich als Teil eines Ganzen, als Teil der Natur, die vor ihr war und nach ihr sein wird, ohne dass sie als Individuum ihre Teilhaftigkeit weiterleben müsste. »Alles« geht weiter, und in diesem Sinne kann sie dem jiddischen Lied »mer läbn ewig« zustimmen. Die *individuelle* geistige, seelische und körperliche Existenz endet für sie jedoch mit dem Tod. Das bedeutet für sie aber keinen Schrecken, sondern es gehört für sie – mit Paul Tillich gesprochen – zum »Mut, sich in seiner Endlichkeit zu bejahen« (303).

Aus dieser Haltung gegenüber dem Tod resultiert für sie eine radikale Zuwendung zum Leben, nicht in dem Sinne, dass sie den Tod verdrängen oder verneinen würde, sondern in dem Sinn, dass sie sich mit allen Kräften gegen die menschengemachten todbringenden Mächte einsetzt. Seite für Seite erzählen ihre Lebenserinnerungen von ihrer Arbeit für das Leben und für den Frieden, die Gerechtigkeit und die Freude, die vielleicht irgendwann einmal sein werden.

So versteht sie auch die Auferstehung Jesu Christi als ein Auferstehen in das Leben von Menschen, die seine Sache weitertragen, wie sie es in einem Glaubensbekenntnis für das Politische Nachtgebet 1968 formuliert hat:

Ich glaube an Jesus Christus,  
der aufersteht in unser Leben,  
dass wir frei werden  
von Vorurteilen und Anmaßung,  
von Angst und Haß,  
und seine Revolution weitertreiben  
auf sein Reich hin (79).

Deshalb kann sie auch über den ermordeten Erzbischof Oscar Romero aus San Salvador sagen: »Die Toten sind nicht tot, das läßt sich an ihm lernen. Er ist lebendiger denn je. Es war unmöglich, ihn zu töten« (191). Sein Tod zieht diejenigen, die sich davon betroffen lassen, in einen Bekehrungsprozess hinein, »welcher von den Armen zu den Reichen, von den Ungebildeten zu den Studierten geht. Wie er selber bekehrt worden ist, vor allem durch den Tod seines Freundes, des Jesuitenpaters Rutilo Gran-

de, so bekehrt sein Tod auch uns und viele andere, die lange die Realität nicht wahrhaben wollten. Die Toten sind nicht tot, weder Romero noch die 60.000 anderen, die in diesem Krieg angeblich »niedriger Intensität« ihr Leben lassen mußten. Sie sind unvergessen, selbst bei uns läßt sich die Erinnerung nicht einfach löschen« (192). Oskar Romero ist mit dem, was er getan hat, lebendig im Volk, bei den Armen, die ihn um Hilfe und Trost anrufen. »Daß Oscar Romero lebt, hier *presente* ist, wie die Leute auf den Straßen dort rufen, ist ein Satz, aus dem die Armen Kraft gewinnen. ... Wenn wir glauben, die Toten seien halt tot, dann mästen wir den kleinen Tod in uns. Aber der Mord an Oscar Romero muß gefeiert werden, weil er eine Erinnerung an die Zukunft bedeutet« (194).

In eine ähnliche Richtung weisen auch die Worte von Robert McAfee Brown, die Dorothee Sölle im Zusammenhang des Gedenkgottesdienstes für die 1977 ermordete Elisabeth Käsemann zitiert: »Das Brot essen und den Kelch trinken, das heißt vor Gott und voreinander unser Gelöbnis zu erneuern, daß Gerechtigkeit getan wird. Es verbindet uns mit Gott, es verbindet uns miteinander, es verbindet uns mit Elisabeth und der ganzen Gemeinschaft der Heiligen. Unsere Feier lebt aus der Erinnerung daran, daß ein Leib gebrochen und Blut vergossen worden ist, um eine Welt zu schaffen, in der keine Leiber mehr gebrochen und kein Blut mehr vergossen werden muß« (199).

Schon als junge Frau hatte Dorothee Sölle sehr stark empfunden, wie wichtig die Toten für das Menschwerden der Lebenden sind. Als Zwanzigjährige las sie das 1950 erscheinende Tagebuch der Anne Frank. Diese Lektüre verhalf ihr zu einer vertieften Auseinandersetzung mit der deutschen NS-Geschichte, und sie merkte, dass Anne Frank und alle Ermordeten des SS-Staates etwas mit ihrem eigenen Leben zu tun hatten: »Anne denkt, fühlt, atmet und hofft gegen den Alltag und die Angst. Nicht nur jeder Tag, auch jeder Satz, den dieses Mädchen schreibt, ist den Mördern gestohlen, dem Leben zurückgegeben. Darin liegt ein Auftrag an alle, der über die Zeit des deutschen Faschismus vor einem halben Jahrhundert hinausgeht: Wo immer Menschen verfolgt, verschleppt, ermordet und verscharrt werden, da ist Anne Franks Stimme, die den Mordbeamten das Recht streitig macht, halb ein Kind, halb eine junge Frau, gegenwärtig« (33 f.).

Im Wissen-Wollen, wie all dies in Deutschland geschehen konnte, kommt Dorothee Sölle zu dem Grundgefühl einer unauslöschlichen Scham (34). Diese Scham hält das Wissen über das Unrecht wach, das nicht vergessen werden darf, und sie hält die Erinnerung an die Toten lebendig, die unter

der NS-Diktatur ermordet wurden. Aus dieser erinnernden Verbindung mit den Toten erwächst für Sölle eine neue, fruchtbare und verändernde Kraft. So kann sie Anne Frank eine Freundin nennen, mit deren Begleitung sie wichtige Lernprozesse durchschritt, so dass die Ermordete ihr, der zum Tätervolk gehörenden Überlebenden, half, Mensch zu werden (37). Für ihr eigenes Engagement verwendet Dorothee Sölle das Wort »Auferstehung« im Zusammenhang der Friedensbewegung. Nach der NATO-Entscheidung für die Nachrüstung vom 12. Dezember 1979 setzte sie sich eine innere Verpflichtung: »Ich wollte den Rest meines Lebens für den Frieden geben, wobei die Gerechtigkeit für die Dritte Welt als Grundlage dazugehört« (221). Widerstand gegen die militärische Aufrüstung hieß für sie, die »Kooperation mit dem Tod« zu verweigern, das Leben zu wählen (222). Dabei trug sie ihr Glaube, »daß es eine *Auferstehung vom Tod* gibt, von dem Tod, in dem wir waren« (228). Trotz aller Niederlagen wollte sie am Frieden weiterbauen, und auch wenn er noch längst nicht zu sehen war, so würde doch einmal die Zeit kommen, in der der Krieg abgeschafft sein würde. »Aber das geht über meine Lebenszeit hinaus« (229). Auf diesem langen Weg stärkt sie das Wissen, »mit den Menschen, die vor uns waren, und den Menschen, die nach uns sein werden, verbunden« zu sein. »Ich fand es wichtig, für die Toten von Hiroshima und Nagasaki auf die Straße zu gehen. Sie gingen mit uns, und das wußten auch die Machthaber, die spürten, daß wir ein unsichtbares Heer bei uns hatten. Wir waren nicht allein, wir waren auch viel mehr als die Aufrüster, weil die immer die um ihr Leben betrogenen Toten der Kriege gegen sich haben« (229).

**Kraft in Beziehung, Selbstwerdung, das Leben feiern:  
Andere Worte für die verändernde Kraft der  
Auferstehung**

Manche Erfahrung, die die drei befragten Theologinnen in ihrem Leben machten und in der sie eine neue, stärkende Kraft erfuhren, die sie mit Leib und Seele erfasste, hat für mich mit jener Auferstehungskraft zu tun, auch wenn die Frauen es selbst nicht so benennen. Und in vielem, das diese Frauen erfuhren, mag sich die eine oder andere Leserin mit eigenen Erfahrungen wiedererkennen: Wenn es zum Beispiel Elisabeth Moltmann-Wendel gelingt, ihrem Leben, in dem sie sich nicht wirklich entfal-

ten konnte, eine neue Richtung zu geben, wenn Marga Bührig von der Kraft von Frauenbeziehungen erfasst und verändert wird, oder auch, wenn Dorothee Sölle die Frauenerfahrung der Geburtsschmerzen überträgt auf die Hoffnungsarbeit für Gerechtigkeit.

### *Marga Bührig: Mutuality – Kraft in Beziehungen*

Marga Bührig war im Laufe ihres Lebens auf vielfältige Weise in der Arbeit mit und für Frauen engagiert gewesen. Dieses frauenbewegte Engagement erhielt jedoch durch drei Reisen nach Berkeley (Californien) (1977, 1980, 1981) nochmals eine neue, ungeahnte Intensität. Wie sie diese neue Erfahrung beschreibt, hat für mich etwas mit der Auferstehungskraft zu tun, die das Leben verwandeln kann. Denn die starke Frauengemeinschaft, die Marga Bührig in Berkeley erlebt hatte, stärkte ihr Selbstbewusstsein und ihr Bewusstsein, Frau zu sein – und dies gerne zu sein. Beflügelt von der neu erfahrenen Freiheit kam sie von ihrer zweiten Reise zurück, »ermutigt, gestärkt, bestätigt in manchem, was ich zaghaft angefangen hatte, getragen von einem neuen Gefühl der Zugehörigkeit zu einer weltweiten Bewegung, einem Fluß, der mich/uns trug. Aber es war nicht nur Bestätigung. Es war auch ein neuer Aufbruch in ein noch unbekanntes Land« (Bührig 1999, 174).

Zentral wird ihr der Begriff »mutuality«, eine Form von Gemeinschaft ohne festgelegte Rollen und Hierarchien, bestimmt von wechselseitigem Geben und Erhalten, von Zuwendung und gegenseitiger Verbundenheit in immer neuen und neuartigen Beziehungen. Sie nennt es »eine Fülle von Leben in der Gemeinschaft von Frauen« (183), eine Form von Kirche, in der sie atmen und sie selber sein kann. Es ist eine Kirche, die sich nicht durch ständige Ab- und Ausgrenzungen verteidigen muss, sondern die es zulassen kann, dass Hierarchien auf Grund von Macht und Wissen abgebaut werden und statt dessen alle einander an ihren Fähigkeiten und Gaben teilhaben lassen. Für eine solche Kirche »gilt das Wort, daß ›die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden‹ (Mt 16,18). Etwas davon wird in heutigen Basisgemeinden mitten in Armut und Tod erlebt« (184). Was sie so im Innersten berührt und mit neuem Leben erfüllt, ist in einem Erlebnis verdichtet, das sie in ihrem Buch so wiedergibt: »Wir waren mit Barbara und Stacy zum Abendessen ausgegangen in ein Restaurant am Wasser, das wir sehr liebten. Der Ausgang führte über eine kleine Brücke, unter uns das Wasser im Dunkel des Abends. Wir blieben stehen, wir

spürten einander, wir hörten das Wasser und fühlten seine Tiefe, die Tiefe unserer Beziehung(en), die Tiefe des Lebens. Geborgenheit und Abgründigkeit, Nähe und Unermeßlichkeit, Kraft, die uns durchflutete, die von einer zur anderen ging. Frauenerfahrung? Gottes/Göttin-Erfahrung? Meine Theologie sträubte sich, aber mein Herz sagte ja. Da war doch etwas von dem wiederhergestellt, was die Theologie der Männer auseinandergerissen hatte. Da waren Eros und Agape versöhnt, Natur und Geist eins« (186 f.).

*Elisabeth Moltmann-Wendel: Ein eigener Mensch werden*

Wenn die Auferstehungskraft etwas zu tun hat mit »der Kraft, die uns aus den Häusern/aus den zu engen Schuhen/und aus den Gräbern treibt« (Luzia Sutter Rehmann in diesem Band S. 9), dann ist im Leben der Elisabeth Moltmann-Wendel in dieser Hinsicht gewiss jener Wendepunkt im Sommer des Jahres 1972 zu nennen, den sie an den Anfang ihrer Autobiographie stellt. Es ist der Sommer, in dem die damals 46-Jährige intensive Bekanntschaft mit der amerikanischen Frauenbewegung und der Feministischen Theologie machte. Gegenüber der deutschen Frauenbewegung erlebte sie diese Texte als radikal und revolutionierend, und dieses Neue, Andere, war für sie anziehend und beunruhigend zugleich. Es half ihr, die eigene Situation zu verstehen und sich gleichzeitig nach neuen Horizonten auszustrecken.

Etwas von dem Faszinierend-Neuen, das sie damals kennen lernte, findet sie in einem Text von Letty Russel zum Ausdruck gebracht: »Ein neuer Tag bricht für uns an. Wir sehen den Heiligen Geist am Werk, der eine neue Zukunft für Frauen schafft. Wir sehen ein neues Bewußtsein, eine neue Bestätigung unseres Selbst, eine neue Gemeinschaft von Schwestern, eine neue Freiheit vom angestammten Platz und vorgezeichneter Rolle. Wir sehen neue Möglichkeiten, die Vision zu verwirklichen, daß in Christus weder Jude noch Grieche, weder Sklave noch Freier, weder Mann noch Frau ist« (Moltmann-Wendel 1997, 14).

Das Leben der Elisabeth Moltmann-Wendel veränderte sich von da an gründlich. Sie, die bislang das Leben einer deutschen Professorengattin geführt hatte, ausgefüllt mit Verpflichtungen für ihre Familie, beginnt, ihr Leben unter neuen Gesichtspunkten zu betrachten. Nahezu fraglos war es ihr bislang gewesen, dass sie, die sogar ein halbes Jahr vor ihrem Mann Jürgen Moltmann promoviert hatte, zwar mit ihm zu einem ge-

meinsamen Theologenleben aufgebrochen war, doch dann selbst nur sehr eingeschränkt theologisch tätig sein konnte, während er die Stufenleiter der Karriere vom Vikar zum Pfarrer, Hochschullehrer und weltbekanntem Universitätsprofessor emporstieg. Sie hingegen, als verheiratete Frau ohne Recht auf Vikariat, zweites Examen und Ordination, hatte zwar kurze Zeit in Berlin, Erndtebrück und Wuppertal als Religions- und Sozialkundelehrerin gearbeitet, musste dies jedoch wegen der häufigen Umzüge ihres Mannes unter erschwerten Bedingungen tun und schließlich wegen der gemeinsamen Kinder ganz aufgeben. Theologisch-fachlich konnte sie von da an nur sehr marginal tätig sein. Zwar bedauerte sie dies (71), doch richtete sie sich in diesem Leben ein. Ihre Perspektive waren Kinder und eine Familie, und dies war in jener Zeit – es waren die 50er und 60er-Jahre – noch so gut wie unvereinbar mit einer außerhäuslichen Berufstätigkeit von Frauen. So »fädelt« sie sich, so gut es ging, in das Leben ihres Mannes ein (71) – bis sie eben jene Begegnung mit der amerikanischen Frauenbewegung machte. Sie begann, die Zusammenhänge zwischen ihrem Frausein und dem Leben, das sie geführt hatte, zu begreifen und neu zu bewerten. Damit wurde sie zu einer der Pionierinnen feministischer Theologie in Deutschland.

Als Beispiel, wie diese neue Aufgabe sie erfasste und veränderte, sei der Prozess angeführt, den sie mit ihrem wohl bekanntesten Buch, *Ein eigener Mensch werden*, machte. Nachdem sie bereits drei Bücher über die Frauenbewegung herausgegeben hatte, wurde sie vom Gütersloher Verlagshaus gebeten, ein Buch über biblische Frauengestalten zu schreiben. Zunächst lehnte sie ab, sagte dann aber zu. »Und das Thema erfaßte mich mit Leib, Seele und Geist. Es erfaßte meine Familie. Es ließ uns auch im Urlaub nicht los« (136). Diese Suche nach den biblischen Vorschwestern geriet ihr, wie zuvor schon ihre Studien zur Frauenbewegung, zu einer ungeahnten Entdeckungsreise. Explizit mit dem Thema Auferstehung haben hier die Entdeckungen von Martha-Bildern im Tessin zu tun: Martha mit ihrer Nähe zu Transzendenz, Ewigkeit und ewigem Leben, Martha als Bild der »transforming grace«, der verwandelnden Gnade, die aus dem Tod Leben schafft (141).

Vielleicht ist aber der Titel, den sie dem Buch gab, auch auf ihren eigenen Prozess übertragbar: Ein eigener Mensch werden – Seite für Seite hat die Leserin das Gefühl, dass Elisabeth Moltmann-Wendel selbst diesen Weg der Selbstwerdung ging. Erfahrungen, die sie im Laufe ihres weiteren Lebens machte, gaben ihr Recht: »Ich ... merkte im Lauf der Jahre, daß die Sehnsucht nach dem Eigenen tief in Frauen verwurzelt war und sie nach



›Eigenzeit‹ (Helga Nowotny), nach ›Eigenleiblichkeit‹ (Annegret Stopczyk) und nach dem eigenen Menschsein suchen ließ« (144).

Der ungeheure Erfolg des Buches, das 1980 erschien, zeigt, dass Elisabeth Moltmann-Wendel etwas getroffen hatte, das Frauen bewegte. Biblische Vorschwestern auszugraben, die Bibel als Quelle von Befreiung *und* Quelle der Unterdrückung zu begreifen, nachbiblische Frauenditionen und Legenden in die Forschungen einzubeziehen – damit eröffnete sie vielen Frauen (und Männern) einen neuen, befreienden Zugang zur Bibel. Bibelarbeiten wurden selbstverständlicher Bestandteil feministisch-theologischer Arbeit, mit unzähligen Vorträgen, auf Seminaren und Tagungen konnte Elisabeth Moltmann-Wendel ihre biblischen Entdeckungen bekannt machen. Und sie fand nahezu überall ein dankbares, wissbegieriges Publikum von Frauen und Männern.

*Dorothee Sölle: In den Schmerzen der Geburt beginnt  
neues Leben*

Das gesamte Engagement Dorothee Sölles lässt sich als ein großer Einsatz für das Leben verstehen. In ihrem Verständnis lassen sich Christentum und Theologie nicht trennen von den politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, in denen Menschen leben. Daraus erwächst jene »Freidigkeit« (Sölle 1995, 47), jene Mischung aus Freiheit und Frechheit, mit der Dorothee Sölle sich einmischt, Stellung nimmt, für Gerechtigkeit auch für die südliche Hälfte der Welt kämpft, sich für Frieden engagiert und für die Bewahrung der Schöpfung. Damit geriet sie oft genug in eine angefeindete Minderheitenposition. Und doch wusste sie, dass sie genau »dorthin«, zu jenen kleinen Widerstandsgruppen gehörte. Denn Erfolg konnte nicht die letzte Kategorie sein, oder, wie es Martin Buber ausdrückte: »Erfolg ist keiner der Namen Gottes« (53).

So ist vieles in ihrem Engagement von einem großen »Dennoch« geprägt. Am Frieden und an der Gerechtigkeit arbeiten trotz alledem, an den Visionen von einem Leben in Würde festhalten – Dorothee Sölle bringt dieses Engagement in einer Gedichtzeile zum Ausdruck: »Singen will ich und ihm [dem Tod, S. B.] Land abgewinnen mit jedem Ton« (Sölle 1990, 49). Kraft gaben ihr sicher die Freundschaften, die ihr ungeheuer wichtig sind, WeggefährtInnen, mit denen sie sich in der Sache verbunden wusste. Und immer und immer wieder erwähnt sie die Musik. Sie braucht sie nicht als Fluchort vor der Realität, sondern im Gegenteil: »Bach lieben in der Fol-

terwelt« nennt sie einen Vortrag. Die Musik hilft ihr, wie auch die Theologie, »über unsere wichtigsten Angelegenheiten nicht zu verstummen, sondern miteinander zu kommunizieren. Beide, Theologie und Musik, nehmen dem Leiden seine Stummheit, sein Abgeschnittensein, seinen tierischen oder versteinernenden Charakter. Beide rühren uns zu Tränen« (Sölle 1995, 118 f.).

Im Thema der Geburtsschmerzen aber kommt die Art, wie sie ihren Kampf, vielleicht ihr ganzes Leben versteht, für mich am stärksten zum Ausdruck. Diesem Thema widmet sie ein ganzes Kapitel ihrer Lebenserinnerungen. Wie sie darüber spricht, lässt für mich etwas von der verwandelnden göttlichen Kraft ahnen, die wir Auferstehungskraft nennen. Ausgangspunkt ist ihr die »Urerfahrung« von Frauen am Übergang von den Eröffnungs- zu den Presswehen, wenn der Körper »alle Abwehr, den Selbstschutz, das Weglaufenwollen, das so oft mit dem Wunsch, lieber zu sterben, als das noch länger auszuhalten, verbunden ist« (152), vergisst und statt dessen die ihm innewohnende Energie nicht mehr zur Selbstverteidigung, sondern zur Hingabe benutzt. »Ich will nicht Sicherheit vor dem Feind Schmerz, sondern Leben« (153).

Nur durch das Hindurchgehen durch den Schmerz kann dieser verwandelt werden, kann neues Leben entstehen. So stellt sie den Umgang mit dem Schmerz in unserer Kultur in Frage: »Ist Abwehr, Verteidigung, Betäubung, also die großen Technologien der Sicherheit, wirklich alles, was unsere Kultur zum Schmerz zu sagen hat? So daß die zeitgemäße Antwort auf den Schmerz der Geburt tatsächlich die Vermeidung des Ereignisses ›Geburt‹ selbst wäre!« (153). Das wäre natürlich ein falscher Weg mit fatalen Folgen. Für Sölle gehört der Schmerz zum Leben, »weil er zur Liebe gehört« (154), und aus ihm könnte eine Kultur des Mitleids erwachsen, die sich von der herrschenden Kultur des Siegenmüssens absetzt, und in die die christliche Religion einüben könnte, »weil sie ihre Intensität aus dem Schmerz gewinnt. Sie hat den tiefsten Schmerz als Schmerz der Geburt gedeutet« (154).

Das Neue Testament spricht immer wieder in Bildern der Geburt von der Verwandlung der Welt. Im 8. Kapitel des Römerbriefs erscheint die gegenwärtige Zeit als eine Zeit der Schmerzen. Aber diese Schmerzen werden als Geburtsschmerzen interpretiert: »Die Kinder Gottes schreien unter den Geburtsschmerzen und arbeiten so an der Befreiung« (155). Es geht in diesen Bildern also um »die Realität der Hoffnung für Menschen unter unaushaltbaren Schmerzen« (155). Es ist ein »Schmerz zum Leben« (156), in dem eine große verändernde Kraft liegen kann.

»So wäre denn die wirkliche Frage, die der Schmerz der Geburt an uns stellt, die, wie wir denn dahin kommen, Schmerz als Geburtsschmerz, Wehen als sich öffnende Türen, Stöhnen als ›Anbruch der Herrlichkeit der Kinder Gottes‹ zu begreifen. Wie gehen wir so mit unseren Schmerzen um, daß sie uns nicht wie sinnlose Nierensteine peinigen, sondern als Wehen das neue Sein vorbereiten? Wie sähe eine Theologie des Schmerzes aus, die sich nicht an der Theodizeefrage abrackert und fragt: Wie kann der große und allgütige Gott es zulassen, daß guten Leuten böse Dinge zustoßen? Wir brauchen eine andere Theologie des Schmerzes, die endlich die Frage verweiblicht, so daß sie unseren Schmerz zum Schmerz Gottes in Beziehung setzt. Sie wird dann heißen: Wie wird unser Schmerz zum Schmerz Gottes? Wie gewinnen wir Anteil am messianischen Schmerz der Befreiung, am Stöhnen der in Wehen liegenden Schöpfung? Wie leiden wir so, daß unser Leiden Schmerz der Geburt wird?« (156). Diese Art von Schmerz ist ein Schmerz der Beteiligung an der Schöpfung und der Bejahung einer anderen Gestalt des Lebens, die sich dem Imperativ der Ökonomie, in dem wir leben, widersetzt. »Der Schmerz der Geburt ermutigt uns und vergewissert uns des Lebens. Wie ein Stückchen Brot uns Gottes gewiß machen kann, so ist dieser Schmerz, wie konnte uns das je entfallen, ein Sakrament, Zeichen der Gegenwart Gottes« (158). Wehen und Geburtsschmerzen sind übrigens auch Bilder, die für die anderen beiden Theologinnen von Bedeutung sind. Marga Bührig kommt im Zusammenhang ihrer oft mühsamen Arbeit für den Ökumenischen Rat der Kirchen darauf zu sprechen, und sie richtet sich selbst und andere mit dem Wissen auf, »daß Schwierigkeiten und Krämpfe auch Geburtswehen sein können, daß vielleicht etwas Neues geboren wird« (Bührig 1999, 205). Für Elisabeth Moltmann-Wendel sind die Erfahrungen, die Frauen mit Schwangerschaft und Geburt machen, ein Grund dafür, dass sie auch Auferstehung anders verstehen als Männer. Denn dadurch, »dass sie mit Schwangerschaft und Geburt immer auch ein Stück Tod mitten im Leben erleiden, haben sie andere Todesvorstellungen. Tod scheint für Männer das grundsätzlich Andere zu sein, etwas Absolutes, ein Ende von allem [...] Aber die Rhythmen, die Frauen erleben, geben uns schon Hinweise auf Verwandlungen, die sich auch noch jenseits unserer diesseitigen Lebenshoffnungen ereignen können« (Moltmann-Wendel in: Jäger-Sommer 2001, 24).

## Ein vielfältiges Erbe

Alle drei Frauen kommen in ihren Lebenserinnerungen zur Überlegung, wie und an wen sie das, was ihnen in ihrer Arbeit und ihrem Leben wichtig geworden ist, weitergeben können. Für Marga Bührig sind es besonders die »Grundwerte« ihres Lebens, auf die sie in diesem Zusammenhang zu sprechen kommt. Von diesen Grundwerten scheint Wesentliches im Titel des Symposiums getroffen zu sein, das im Oktober 1995 zu ihrem 80. Geburtstag veranstaltet wurde: »Das Leben leidenschaftlich lieben – Gerechtigkeit leidenschaftlich suchen«. Bei der Lektüre ihrer Autobiographie schien es mir, als durchziehe beides, die leidenschaftliche Liebe zum Leben und die leidenschaftliche Suche nach Gerechtigkeit, ihre Lebenserinnerungen wie ein roter Faden. Ein roter Faden zwar, der sich erst herauskristallisieren muss und der auch für die Verfasserin erst nach und nach Konturen bekommt, aber ein Faden, der dicker und kräftiger – und leidenschaftlich-röter wird, je länger die Leserin oder der Leser diesen Erinnerungen folgt. Für die Verfasserin sind diese Grundwerte, wie sie selbst schreibt, etwas, das sie an Frauen und Männer, die nach ihr kommen, weitergeben will (Bührig 1999, XVII), und davon zeugt das Buch von der ersten bis zur letzten Seite.

Wichtiges aus der Arbeit Marga Bührigs geht gewiss in den beiden Preisen weiter, die nach ihr benannt wurden: der Marga-Bührig-Anerkennungspreis und der Marga-Bührig-Förderpreis. Gerade für die schweizerische feministisch-theologische Arbeit in Theorie und Praxis verkörpert ihr Name die leidenschaftliche Suche nach Gerechtigkeit und das Vertrauen in eine global sisterhood.

Bei Elisabeth Moltmann-Wendel sind es vor allem die Überlegungen zur Feministischen Theologie in Deutschland, in denen ihre Sorge um das Erbe der Pionierinnen zum Tragen kommt. Hier schwankt sie zwischen Resignation und Hoffnung; denn die Existenz Feministischer Theologie an den Universitäten empfindet sie nach wie vor als ungesichert, so dass Frauen stets nach anderen Lösungen für Information und Weiterbildung suchen müssten. Solche anderen und innovativen Wege sieht sie, und das ist ihr Grund zur Hoffnung, vor allem in der Basisbewegung beschritten. Diese sei mittlerweile zu einer starken, hungrigen, kritischen und selbstständigen Kraft geworden, die einerseits aus den Kirchen nicht mehr wegzudenken sei und andererseits die akademische Feministische Theologie immer wieder auf die Erde zurückhole.

Große Bedeutung hat Elisabeth Moltmann-Wendel allerdings sowohl für

die Basisbewegung als auch für die universitäre Feministische Theologie erlangt, wie Doris Strahm in ihrer Würdigung zum 75. Geburtstag Moltmann-Wendels resümiert: »Für sehr viele christliche Frauen ist sie mit ihren Vorträgen und Büchern zur ›Hebamme‹ eines neuen Selbstverständnisses geworden und hat ihnen Quellen zu einer anderen, befreienden Sicht des christlichen Glaubens erschlossen. Auch viele Theologinnen sind von ihrer theologischen Arbeit beeinflusst worden und verdanken ihr bis heute immer wieder Impulse für die eigene feministisch-theologische Arbeit.« So verbindet Strahm ihre Geburtstagsgratulation mit einem Dank: »für ein theologisches Werk, das wesentlich zum Aufbruch und einem neuen Selbstverständnis von Frauen in der Kirche beigetragen hat« (Strahm 2001, 18).

Als Dorothee Sölle zum ersten Mal Großmutter wurde, war es für sie ein Anlass, sich darüber bewusst zu werden, dass sie gerne noch etwas von dem weitergeben wollte, was für sie und ihre Generation wichtig war. Diesem Thema ist das letzte Kapitel ihrer Lebenserinnerungen gewidmet (Sölle 1995, 308-312). Der erste Aspekt, den sie nennt, hat mit ihrer intensiven Auseinandersetzung mit der deutschen NS-Geschichte zu tun: Dass »Auschwitz nicht noch einmal sei«, und dass der Faschismus nicht vergessen wird, das gehört für sie im Anschluss an Theodor W. Adorno nach wie vor zu den Inhalten jeglicher Erziehung. In der Erinnerung liegt ein Keim für die Zukunft: »Erinnerung, kollektive Erinnerung, ist kein Luxus, sondern das Geheimnis der Befreiung. [...] Nur wer Erinnerung hat, hat auch Zukunft und Hoffnung« (308 f.). So eingespannt zwischen Vergangenheit und Zukunft sieht sie sich als Glied einer Kette, in der manche, die nach ihr kommen werden, auf dem, was sie selbst begonnen hat, aufbauen und manchem, in dem sie selbst gescheitert ist, zum Erfolg verhelfen werden.

In einem Brief an ihre Kinder, den sie für eine Radiosendung verfasste und in dem sie ihnen mitteilen sollte, was nicht vergessen werden oder verloren gehen sollte, stellt sie ein Märchenmotiv ins Zentrum: Einem armen Schäfer, der an einen Berg geführt wurde, in dessen Innerem sich unermessliche Schätze befanden, wird gesagt: »Vergiß das Beste nicht!« Obwohl sie selbst nicht genau sagen kann, was im Märchen mit diesem »Besten« genau gemeint war, ist es doch diese Stimme, die sie »immer näher zum – vielleicht eher jüdischen als dogmatisch-christlichen Glauben« (311) gebracht hat. Was sie aber für sich selbst als dieses »Beste« erkannt hat, nämlich »Gott lieben von ganzem Herzen, mit aller Kraft, aus ganzem Gemüte« (311), das kann sie in einer Welt voller Traditions-

brüche nicht einfach an ihre Kinder weitergeben. Und so muss sie sehen, dass es ihr aus vielerlei Gründen nicht möglich war, ihre Kinder ins Christentum zu locken. Doch etwas wünscht sie sich: »Daß ihr alle ein bißchen fromm werdet. Vergeßt das Beste nicht! Ich meine damit, daß ihr Gott manchmal lobt, nicht immer [...], aber doch manchmal, wenn ihr sehr glücklich seid« (312). Im Leben ihrer Kinder soll »Gott drin sein«, am Meer und in den Wolken, in der Kerze, in der Musik und, natürlich, in der Liebe« (312). Sie sollen einen Grund im Leben haben, auf dem die wirkliche Freude gedeihen kann, die Freude *sunder warumbe*, und wenn sie von dieser Freude ihren Kindern etwas mitgeben könnte, »das wäre schon sehr viel« (312).

### Eine Schatztruhe voller Erfahrungen

»Frauen holen so viele vergessene Dinge aus der reichen Schatztruhe der Vergangenheit hervor und ebenso aus der Schatztruhe ihrer eigenen Erfahrungen«, sagte Elisabeth Moltmann-Wendel in dem schon erwähnten Interview (Jäger-Sommer 2001, 26). Die Lebenserinnerungen dieser Frauen durchzublättern gleicht dem Stöbern in einer solchen großen Schatztruhe voller funkelnder, geheimnisvoller, verheißungsvoller Reichtümer. Dieser Artikel konnte nur ein paar der vielen Funkelsteine ans Licht holen. Aber sie haben meine Neugier geweckt, im Leben jeder Frau und jedes Mannes nach solchen Schätzen zu suchen und das eigene Leben und das Leben unserer Mütter und Vorschwestern auf Erfahrungen von Auferstehungskraft zu befragen. Denn nur wenn wir die Erfahrungen in unserem eigenen Leben ernst nehmen, wird unsere Hoffnung auf die »Ewigkeit« genügend Nahrung in uns finden, damit sie wachsen kann.

### Literatur

Marga Bührig, Spät habe ich gelernt, gerne Frau zu sein. Eine feministische Autobiographie, Stuttgart o. J. [erste Auflage 1987, Neuausgabe 1999].

Johanna Jäger-Sommer, Aufstehen oder auferstehen? Über den Tod hinaus denken, Interview mit Elisabeth Moltmann-Wendel, in: Publik Forum 7 (6. April 2001) 24-26.

*Elisabeth Moltmann-Wendel*, Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen. Autobiographie, Zürich/Düsseldorf 1997.

*Dorothee Sölle*, zivil und ungehorsam, Kleinmachnow 1990.

–, Gegenwind. Erinnerungen, Hamburg 1995.

*Doris Strahm*, Zum 75. Geburtstag von Elisabeth Moltmann-Wendel, in: *fama* 17/3 (2001) 18.

*Jürgen Straub* (Hg.), Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte (Erinnerung, Geschichte, Identität 1), Frankfurt a. M. 1998.